

Berliner Tageblatt
mit „Zeitgeist“

Über unbenutzte eingetragene Manuskripte über-
nimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Verantwortl. Redakteur: Theodor Wolff in Berlin.
Druck und Verlag von Rudolf Wolff in Berlin.

Venus und die Suffragette.

T. W. Mary Richardson, die mit einem Weil die Venus
mit dem Spiegel bearbeitete und sechs Monate Gefängnis
erhielt, hat vor Gericht erklärt, sie liebt die Kunst, aber sie liebt
mehr noch die Gerechtigkeit. Diese Verteidigungsrede hat
vielleicht manchen etwas enttäuscht, und sie verrät uns nicht,
warum Mary Richardson gerade das Werk des Venus, diese
hübschen und weichen hingeworfene Venus, verachtete, die
dem Beschauer eine teils langgestreckte und teils anmutig
gewölbte Rückseite zeigt. Man begreift es ja, daß diese Mühe in
dem Verbrechen von Briefen und Briefkästen, im Zerstückeln
von Fensterläden, im Durchschneiden von Telegraphen-
drähten und in den Peitschenstrafen gegen Minister keine
wichtigste Befriedigung mehr fand, und es ist nicht über-
raschend, daß der Selbstverleugungsakt einer Suffragette ein-
mal im Tempel der Kunst zum Ausdruck kam. Aber warum hat
die fanatische Mary in der National Gallery nicht die
letzte große Portiers gemalt, oder die Pferde und Reiter
Bouwermans, warum ist sie an Turner's leuchtenden, auf-
gezeichneten Werbetexten vorbeigegangen und an Reynolds' aristo-
kratischen Portraits? Warum hat weder das Rabbibildnis
Rembrandt's, noch van Dyck's Karl I., noch van Rombergs
gelbglühendes Wuchererpaar ihren freigelegten Zorn gezeigt,
warum hat sie, wenn eine Venus treffen wollte, nicht den
schwarzhaarigen Kretzmann Don Diego de Silva über-
fallen und wenn sie ein Frauenbild als Kunst brauchte, weder
die sittenreichen Biedermeier- und Biedermeier, noch die breit-
beinigen alten Dame des Franz Hals? Wir hatten geglaubt,
Mary Richardson würde vor dem Richter dieses psychologische
Geheimnis enthüllen. Und wenn sie in die Tiefen der eigenen
Seele geblickt und sich gewissenhaft geprüft hätte, dann hätte
sie sich gewiß nicht mit der banalen Gerechtigkeitssphäre
begnügt.

Ich habe die fleischliche Schönheit der Venus verurteilt,
hätte sie dann gelagt, weil es auf dem Wege, den wir Suffra-
getten gehen, kein gefährlicheres Hindernis als diese fleischliche
Schönheit gibt. Ich habe mit dem Weil ihre herausfordernd
runden Formen zerlegt, weil die meisten Frauen, halt ihre
Biedermeierhaltung zu erklären, den feinen Wunsch hegen, dem
Mann zu gefallen und angenehm zu sein. Ich habe mich an
der Venus vergewissert, weil die Mehrheit der Männer in der
Frau immer nur die Venus sucht, und ich habe auf die Göttin
eures Verborgenen losgeschlagen, weil ihre falsche Göttlichkeit
nicht ist als eine Entwürdigung. Das ideale Ziel wäre, alle
verführerische Neugierigkeit aus der Welt zu vertilgen, und alles
zu verhaseln, was den Mann und die Frau zur Liebe verlockt,
denn Liebe ist die Unterwerfung unter einen fremden Einfluß
und Gebunden, und sie führt die Frauen immer wieder zum
Verzicht auf den eigenen Willen und zur Abhängigkeit. Immer
wieder wird der Selbständigkeitsdrang der Frau erlahmen, so-
lange dieser Instinkt die Menschen beherrscht. Dann hätte ich
eure Venus und das, was sie frei und schwärmerisch die
Schönheit nennt.

In England hat man neben der kühl oberflächlichen, feiner
Reinordnung bedürftigen Vernunft von jeder solche exal-
tierten Seelenstimmungen gesehen. Zu dem höchsten und uns
ernsten Geist des britischen Volkes, dem Keisler vor der Frei-
heit des Individuums, hat sich immer ein wenig, wenn auch in
langen Perioden nur im Hintergrunde und ohne öffentliche

Bedeutung, jener mystische Eifer gefüllt, den Gobineaus
Satanarola mit den Worten: „Ein gutes Werk ist nie ein
vollkommener Gatt; Gewalt muß ihm die Tore öffnen!“ halb
reuell und halb unnahegebig eingestuft. Können die verückten
Gangarten der englischen Suffragetten wirklich den nach
gängerischer Gleichstellung strebenden Frauenrechtlerinnen die
Tore öffnen, oder liefern sie nicht gerade den Gegnern, die sich
auf die mangelnde Objektivität, auf die meist ins Extreme
gehende Auffassungsart der Frauen berufen, ein gefährliches
Argument? Unter den männlichen Politikern Englands sind
die Anhänger des Frauenrechts sehr zahlreich, bei der
Wahlrechtsdebatte im Unterhause, im Januar des vorigen
Jahres, haben nicht nur Liberaler, sondern auch konservativer
Kürzer wie Balfour und Bonar Law sich zu solcher Anhänger-
schaft bekannt, im Oktober hat Lord George in Swindon
geäußert, die Männer und Frauen würden zusammen
manches besser machen, und er hat die hemmende und hin-
dernde Wirkung der Suffragettenpropaganda beklagt. Die
Suffragetten, die eine solche Propaganda für verbreitet halten,
sind in der Zeit der Welt jetzt abhand genommen, die nach
der Behauptung unfeindlicher und oft wohl selbst nicht
denkbarer Männer manchen Frauen selbst. Nichts ist un-
logischer, als der Steinwurf gegen ein Schaufenster, und als all
diese Geldentente in ihrer zweideutigen Brutalität.

Ist die Religion des Frauenrechts so absolut glückselig,
müßte sie so gewiß den Himmel auf die Erde herunter-
lassen, daß die verachtete Beschäftigung als eine Entschuldig-
ung für soziale dumme Taten und für das falsche Martyrium der
Suffragetten gelten kann? Die Arbeiterinnen würden mit den
Arbeiterinnen stimmen, eine große Zahl der anderen Frauen wäre
in wichtigen Fragen ungenießbar, und die Welt wäre auch
nach der Einführung des allgemeinen Stimmrechts im
Guten wie im Schlechten nicht sehr verändert.
Vor allem aber würde sich wenig ändern, weil
nun einmal die Instinkte, die zur geistigen Beeinflussung der
Frau durch den Mann führen, weder mit dem Weil noch mit
dem Stimmrecht zu vernichten sind, und diese Instinkte würden
auch noch weiter leben, wenn Mary Richardson den Wunsch
ihres Ganges betrieblig hätte, alle zur Liebe erforderlichen
Dinge aus der Welt zu vertilgen, und alle, die die Venus nicht
verachtet, würden sich nicht wandeln und nur der Schönheits-
sinn nähme neue Formen an. Die politische Reform kann hier
nur in beschränkter Grenzen wirken, weil die Natur sich nicht
reformieren läßt. Für die Mehrheit der Frauen, wenn auch
vielleicht nicht für alle, werden Liebe und Freundschaft, werden
Neigung und Abneigung, werden die verschiedenartigen Ein-
drücke im Verhältnis zum Mann geistig und also auch politisch
immer mitbestimmend sein. Nicht Feindschaft, sondern nähere
Betrachtung nötig ist, und der Erkenntnis, daß Venus selbst mit dem
zerhackten Hinterlist und der zerhackten Nase die Stärkeren
bleibt.

Die deutsch-französische Rongogrenze.

(Telegramm unseres Spezial-Korrespondenten.)

Paris, 15. März.

Die deutsch-französische Verhandlungen über die Regelung der
Rongogrenze in Rongogebiet sind jetzt in einen neuen Abschnitt
eingetreten. Wie erinnert, waren zur Feststellung der Grenze ge-
mäß dem Abkommen vom 4. November 1911 eine deutsche und eine

Sympathie an. Denn, um es ganz offen zu sagen: ich weiß zwar,
daß die Herren Agrarier meine Gefühlsfreunde nicht leiden mögen,
aber ich habe niemals diese Empfindung empfunden, sondern ich
fühle die Leute von heute eine gewisse Achtung. Ich kann nicht
bestätigen, daß mir diese unglückliche Beziehung im Herzen sitzt, ich bin
nun einmal für Freizustimmungen, und wenn ich gelegentlich lese,
daß die Freiheit der anderen Luft für sie ist, dann glaub' ich,
solange ich irgend kann, an einen besessenen Druckfehler.

Nun, ein Speisewagen ist ja kein politisches Versammlungsort
und wer hing ist, der läßt sich bestören. In dieser Frühstücksstunde
erhielten wir die Ansdannungen meiner Nachbarn sehr einflussend,
und aus diesem Grunde sprach ich mit dem Keller ein erstes
Wort, und bestellte mir auch eine kalte Ente. Dieses Wagnis würde
das berühmte Werk Sibyllen auf die Männer von Gilead, wenn es
nämlich richtig ausgeprochen wurde; wer sich dafür interessiert,
kann die Geschichte im Buch der Richter nachlesen. Raum hatte
ich, kalte Ente gegessen, da wurden die Gäste der Nachbarn freund-
licher, in dem Maß, wie ich es in meiner Jugend von würdigen Meistern
geleert habe, da lächelten sie sogar wohlwollend. Wir kamen ins
Gespräch und redeten natürlich von den Feldern, an denen wir
vorüber fuhren. Sie verstanden sehr viel von der Kultur der
Weiter, ich hatte keine Ahnung davon. Da jedoch Kultur ein
Begriff ist, über den sich mandelstein sagen läßt, auch wenn man
nichts von ihm versteht, so schätzte ich mich durch das heimliche
Gegensatz ziemlich glücklich hindurch, indem ich immer „Profit“ oder
„Wohlfahrt“ rief, wenn mir eine verknäuelte Frage allzu unbedeutend
wurde. Im Parenthese: diese Methode kann ich allen Examinanden
empfehlen; wenn die Herren Examinatoren auf sie eingehen, wird es
erheblich weniger Druckfälle geben - wenigstens gefällig.

Es verging ein helles Stündchen, und dann kamen drei von
den Herren Examinatoren auf, um in ihrem Gewand die Rede aus-
zusprechen. Der Vierte oder, der Älteste der faulen Enten, blieb mit
mir am Tische sitzen, und nun wurde die Unterhaltung schwieriger.
„Sie kommen wohl auch aus Berlin?“, fragte er.
„Diese Vermutung konnte ich mit gutem Gewissen bestätigen.“
„Wo waren Sie denn, bei Wajch oder bei Schumann?“,
„Bei Wajch“, sagte ich, und das stimmte auch, denn da hatte ich
mich vor ein paar Tagen die Hände am Tische angelegen.
„Ich war bei Schumann“, antwortete er nun nachdenklich, und sagte
dann hinzu: „Wo sind Sie denn anjenseit, wenn die Frage erlaubt
ist? Hier nach Hosten zu können Sie doch nicht zu Hause sein, da
müßten wir Sie doch kennen!“

französische Mission in der Kolonie tätig. Diese Missionen haben seit
ihrer Rückkehr ihre Arbeiten getrennt fortgesetzt, und sie
werden nach deren Abschluß nun gemeinsam die Punkte der Grenze
studieren, über die man sich bisher noch nicht einigen konnte. Wie
der „Matin“ mitteilt, ist der Chef der französischen Mission, Louis
Péquet, ein Schiffsarzt, wo er mit Hauptmann v. Ramfah
und Major Simmermann von der deutschen Mission zusamen-
treffen und über die strittigen Fragen verhandeln wird.

Bei dem Kranken von Gijofles.

(Telegramm unseres Spezial-Korrespondenten.)

Paris, 15. März.

Der Ort Gijofles in Südfrankreich, in dem der Oberstmann
v. Winterfeldt krank liegt, ist ein Ding zwischen Dorf und Stadt,
von gemäßigtem Charakter in Bauart und Vegetation. Ge-
liegt in der weiten Ebene der Gironde, liegt unter dem ersten dichter
Schleier der Baumblüte, und es ist eine große Stelle um ihn her.
Auch ist die Luft rein, weil keine Fabriken weit in der Umgebung sind,
und ein führender Hauch kommt von den Pyrenäen her, denn
schimmernde Gletscher man fern im Dunke sehen kann. Das ist ein
Ort, wie gemacht, um eine Krankheit loszuwerden. Aber der deut-
sche Militärarzt hat es nicht mit einer Krankheit zu tun, sondern mit
drei, und jede nimmt es ernst auf Tod und Leben.

Das Haus, in das man damals den Kranken brachte, gehört einem
reichen Gijofleser Bürger, und ist mit einem etwas schweren, groß-
väterlichen Komfort ausgestattet. Der Bürger gab sein Haus mit
Freuden her und wohnt nun schon seit sechs Monaten in irgendeiner
Logis. Das Haus hat nur einen engen Hof und ein Garten liegt ihm,
der für eine Konfektionsfirma gut gewesen wäre. Aber die Nachbarn
hatten einen Garten und sie gab ihm mit besseren Freuden her, einem
schönen sonnigen Garten mit zwei südländischen Scheräumen darin. Der
Ganze ist jetzt eine Art Quartier geworden. Die Gänge und Zimmer
nimmeln von Soloban, Mergel laufen geschäftig durch die Türen,
auf der Straße knattert das Automobill, das den berühmten Chirur-
gen aus Paris gebracht hat.

Frau v. Winterfeldt hatte die gewohnte Kochkunst, mit
der ausgelegten Mittagstunde, als gerade die große Konstitution über
über war, einige Worte mitgeteilt. Sie sprach von dem ägyptischen
Bulletin, das eine unruhige Nacht, eine leichte Besserung in
der im allgemeinen beständigen Tage feststellte, und erzählte dann
den Verlauf der Tragödie. Nach dem unsagbar komplizierten Anfall, der
fast das ganze Innere zerstörte, waren zwei Operationen notwendig.
Sie verließen gut, schnappten aber sehr. Dann kam in den ersten Mo-
naten dieses Jahres eine leise Besserung; der Kranke fand auf, ließ
Bücher und verfolgte in den Zeitungen den Verlauf der französischen
Politik. Vor einer Woche kam dann die große Krise; das einzige
Organ, das bisher ruhig verblieben war: bei 40,5 Grad und
144 Puls. Jetzt ist der enttäuscht geworden: Man so bald wieder
mit dem Beginn der ganzen Krankheit.

Von dem Metzger, die Herren v. Winterfeldt pflegen, sprach seine
Frau mit lebhafter Begeisterung und von ihrer Gesundheitspflege,
der Richtigkeit ihrer Diagnose, von ihrer fieberhaften Krankheit,
Dr. Ruy vom Militärhospital hat Großes geleistet. Das der ärztliche
Dienst von der französischen Regierung organisiert

„Ja, mein Geburtsland hat' ich noch nie verlassen.“
„Hilpreisen!“ erwiderte ich und trant einen Schluck auf die
Heimt.

„Ja, dann machen Sie also eine kleine Reise!“ sagte er be-
ruhigt. Darauf sah er mich noch einmal prüfend an, maßte eine
kleine Verbeugung und stellte sich vor:

„Müller, Müllersdorf - wenn Sie gefällig.“
„Ich durste nicht unhöflich sein und schlug die Hände zusammen:
„Wohl, Schöneberg.“

„Angenehm!“ sagte er.
„Ehr' angenehm!“ sagte ich.

Dann tranken wir uns höflich zu und nun, nachdem jeder wußte,
wer der andere sei, ging mein neuer Bekannter etwas mehr in die
Details ein.

„Haben Sie schönes Land da unten?“ fragte er.
„Das will ich meinen.“ rührte ich die liebe Heimt. „Müllder
und Sen, und reiche Felder, ja, und von der Herbeideut' brauch'
ich doch Ihnen nichts zu sagen. Herr Müller, ein und Bernheim-
bergwerf haben wir auch.“

„Alle Achtung.“ meinte mein Nachbar, „das muß ja ein Staatsgut
sein. Angekauft oder ererbt?“

„Kein, teils“, erwiderte ich auf beifällig, und der Himmel weiß,
daß es wahr ist; denn die Güter in Hilpreisen sind wirklich teils an-
gekauft, teils ererbt. Ich konnte also nichts dafür, daß Herr Müller
aus Müllersdorf mich für einen Großgrundbesitzer hielt und fünf Mi-
nuten lang eine starke Hochachtung vor meiner bescheidenen Persö-
lichkeit verströhte. Dann nahte aber die Ratsstunde.

„Haben Sie denn auch ein Schloß?“ fragte er respektvoll.

Ich dachte an alle Buchstaben, die ich in meinen Leben schon ge-
braucht hatte, und lächelte resigniert.

„Ein Schloß, lieber Herr Müller? Sagen Sie lieber: Schloß.
Gines immer schöner als das andere, das eine on der See, mit einem
Wald von vierzigjährigen Tannen auf die Wälden unten und die mittel-
langen Lannemälder rings umher, das andere im Park mit den schön
gepflegten Wegen, wo hinter vergoldeten Gittern fremde Bügel wunder-
stolzieren und mit Gemähtbüchsen, in denen erdliche Wägen duffen.
Das liebste ist mir aber doch immer das kleine Haus im Walde gewesen,
ganz heimlich, nur für mich und noch eine Geheiß, in tiefer Stille;
nur die Kirchenorgeln hört man am Sonntag auf der Ferne. Ich -
und die Stormvögel im Süden, auf dem Hügel mit den Kobber-
bäumen hat' ich bald vergeßelt. In der Tiefe träumt das blaue Meer
und in den leicht gedauelten Wägen wartet ein weißes Schiff, um
mich fort zu tragen in ferne Länder...“

Wie ich Gutsbesitzer wurde.

Von Paul Bloch. (Nachdruck verboten.)

Vor einigen Wochen sah ich im Speisewagen eines Schnellzuges
neben einer Gruppe von Herren, die mit sehr hübschlich waren.
Sie hatten alle große, feine Gesichter, von der Sonne gebräunte
Gesichter und eine feine Ausdrucksweise, die wohlwollend von dem
literarischen Jargon abwich, der heute Mode geworden ist, am
meisten bei denen, die keine Literaten sind. Außerdem genossen
sie eine kalte Ente, oder vielmehr, um bei der geschichtlichen Wahr-
heit zu bleiben, sie hatten schon eine genossen und waren eben
dabei, eine zweite gebrauchsfähig zu machen. Der Mann, der sich
dieser Beschäftigung anmerken ließ, hatte Kenntnisse in dieser
Art von Kritik. Er probierte erst den Mofel und dann
den Schaumwein, danach probierte er der Sicherheit wegen beides
noch einmal, und weil ihm etwas nicht recht zu stimmen schien,
hätte er am liebsten noch ein drittes Mal probiert, wenn nicht der
diese Herr neben ihm gemahnt haben würde:

„Nun halten Sie mal ein bißchen an, Nachbar, sonst bleibt von
dem Vogel für uns nichts mehr übrig.“
Dann dann der Repräsentant nach einem Aufschreiten über
diese unheimlichen Betende den Kopf auf den Kopf des
und die Zitrone in diesen Streifen zu schälen anfang, damit nur um
Gottes Willen nicht von der Schale in die Mischung fälle. Denn
die kalte Ente, wie ich zum Augen unerschrockener Leser
erzählen will, sein gebotenes Federholz, sondern eine bestimm-
tliche Mischung verlässiger Getränke, die innere Reibung
hinlänglich abtut. Als das Werk vollendet war, nahmen alle mit
erster Sachlichkeit die Gläser in die Hände, hoben sie gegen ein-
ander in die Höhe und kosteten mit Behagen. Danach feierte
der Sprecher beherzlich und äußerte mit Vermut und Über-
zeugung:

„Die Zeiten sind schlecht.“
„Verdammt schlecht!“ bestätigten die anderen und tranken noch
einmal.

Aus dieser melancholischen Betrachtung und aus noch einigen
Gepflichtsreden die ich nicht überhören konnte, weil ich am
gleichen Tische lag, gewann ich die Überzeugung, daß meine
Nachbarn Gutsbesitzer wären, die von der landwirtschaftlichen Mode
aus Berlin kamen; und nun sah ich sie mir erst recht mit voller